

1 Erkenntnisinteresse, methodologische Positionierung, Forschungsfeld, Methode

Jede empirische Arbeit – egal ob es sich um ein Forschungsprojekt mit mehreren Mitarbeitern oder um eine studentische Einzelarbeit handelt – beginnt mit der Beantwortung einiger wesentlicher Fragen:

Was will ich wissen? (**Formulierung des Erkenntnisinteresses und der Fragestellung**)

Welches methodologische Paradigma ist meiner Fragestellung angemessen und welche Konsequenzen folgen daraus? (**Methodologische Positionierung**)

Wo und von wem erfahre ich am ehesten etwas über das, was ich wissen will? (**Bestimmung des Forschungsfeldes**)

Welches sind die geeigneten Verfahren, um in einem bestimmten Forschungsfeld Daten zu erheben, die im Hinblick auf mein Erkenntnisinteresse besonders aussagekräftig sind? (**Wahl der Erhebungsverfahren**)

Welche Art der Auswertung ist aufgrund der erhobenen Daten möglich und diesen Daten angemessen? (**Wahl der Auswertungsmethoden**)

Diese Fragen klingen auf den ersten Blick banal. Dennoch ist ihre präzise Beantwortung entscheidend für das Gelingen oder Scheitern jeder Forschung. Im Rahmen „qualitativer“ – man könnte auch sagen: interpretativer oder rekonstruktiver – Forschung¹ bedeutet das nicht zuletzt, Forschungsfragen zu entwickeln, die über einen qualitativen Zugang tatsächlich zu bearbeiten sind, und sie mit methodischen Instrumenten zu bearbeiten, die einem solchen Zugang adäquat sind.

1.1 Formulierung des Erkenntnisinteresses und der Fragestellung

Es scheint auf den ersten Blick banal, darauf hinzuweisen, dass am Anfang jeder Forschung die Formulierung des Erkenntnisinteresses und einer präzisen Fragestellung stehen muss. Dennoch handelt es sich dabei um den entscheidenden ersten Schritt. Wenn hier nachlässig verfahren wird, wird sich dies im späteren Verlauf der Forschung unweigerlich rächen. Und genau daran krankten viele Vorhaben. Häufig werden schlicht Phänomene, die man untersuchen will, mit einer Fragestellung gleichgesetzt. Wenn aber eine Doktorandin z.B. vorhat, sich in ihrer Dissertation mit dem Phänomen der „Aussteiger“ zu befassen, hat sie damit noch lange keine Fragestellung formuliert. Zum einen bedarf es einer – wenn auch vorläufigen – Definition des Phänomens, die präziser ist als die Alltagsdefinition des Aussteigers. Welche Gruppen sollen in den Blick genommen werden, wenn von „Aussteigern“ die Rede

¹ Mehr zur Erläuterung dieser Begriffe in Kap. 2.

ist? In welchem Sinne handelt es sich dabei um „Aussteiger“, worauf ist ihr „Ausstieg“ bezogen? Zum anderen handelt es sich bei den „Aussteigern“ zunächst lediglich um einen grob umrissenen Bereich. Dieser mag zwar als solcher „interessant“ scheinen, aber genau das, was daran für die Forschung „interessant“ sein könnte, worin also das Erkenntnisinteresse der Forscherin besteht, gilt es – in zunächst vorläufiger Weise – auszubuchstabieren.

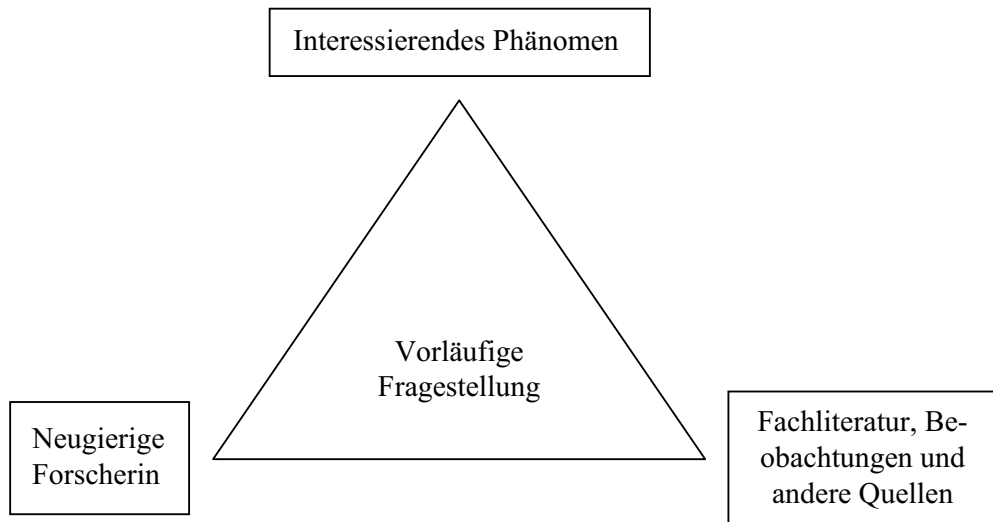


Abb. 1: Entwicklung einer Fragestellung

Anregungen dafür können aus vielen Quellen kommen. Dazu gehören Alltagsbeobachtungen, Gespräche mit Personen, die das potentielle Forschungsfeld kennen, und natürliche diverse Arten der Literatur, in denen das Phänomen behandelt wird. Beim Beobachten, beim Lesen und bei Gesprächen wird man Zugänge, die sich zunächst aufgedrängt haben, wieder aussortieren, man wird auf Literatur stoßen, in der das, was einen selbst interessiert hat, schon eingehend erforscht ist (und diese Perspektive dann enttäuscht wieder fallen lassen), und es werden sich allmählich verschiedene mögliche Fragestellungen herauskristallisieren.

Am Phänomen der „Aussteiger“ kann einen z.B. interessieren, aus welchen biographischen Konstellationen heraus es zum „Ausstieg“ kommt. Im Hintergrund stünde in diesem Fall ein biographietheoretisches Interesse, das auf das Verstehen und Erklären von Brüchen in Biographien ausgerichtet ist. Es kann einen weiter (oder zusätzlich) interessieren, wie der Prozess des Aussteigens vor sich geht, ob sich „Karrieren“ von Aussteigern identifizieren lassen, wie es dazu kommt, dass sich die biographische Orientierung auf den Ausstieg hin verdichtet oder sie sich vielleicht wieder verflüchtigt. Auch hier wäre ein biographie- und lebenslauftheoretisches Interesse maßgeblich, bei dem der Ausstieg als Prozess (vor dem Hintergrund anderer Möglichkeiten) in den Blick kommt. Man kann sich für Aussteiger auch interessieren, weil sie mit gesellschaftlichen Normalerwartungen brechen: z.B. ihre Partner und Kinder zurücklassen, ihren Besitz aufgeben, ihre große Wohnung oder gar ihr Heimatland verlassen, auf Konsum und Komfort verzichten oder auch: sich einer Verantwortung entziehen, von der man glaubt, dass sie sie wahrnehmen müssten. Im Fokus des Interesses stünde hier der Bruch mit Konformitätserwartungen und gesellschaftlichen Normen, und die Frage, wie ein solcher Bruch motiviert ist, wie er legitimiert wird und wie die Betroffenen sich in der

neuen Situation einrichten. Die biographische Genese wäre dabei nicht von vorrangigem Interesse, die Fragestellung wäre auf die Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Normen fokussiert. Wieder eine andere mögliche Fragestellung bestände darin, die Motive und Legitimationen von Aussteigern historisch zu verorten, indem man etwa Deutungsmuster des Ausstiegs herausarbeitet und auf ihr Verhältnis zu möglichen historischen Vorbildern (etwa im Kontext zivilisations- und modernitätskritischer Bewegungen) hin untersucht. Im Fokus stünden hier Deutungsmuster und ihre Einbettung in kulturelle Strömungen. Es sind noch eine ganze Reihe weiterer Fragestellungen denkbar.

Dieses Beispiel zeigt, dass zu ein- und demselben Phänomenbereich unterschiedliche Fragestellungen entwickelt werden können, die jeweils aus einem anderen Erkenntnisinteresse resultieren. Die möglichst genaue Formulierung dieser Fragestellung und dieses Erkenntnisinteresses ist ein wesentlicher erster Schritt der Forschung, in dem auch bereits erste, noch ganz vorläufige Konzepte auftauchen, z.B. Kontinuität vs. Bruch in Biographien, Bruch mit Normalerwartungen vs. Normalisierung oder Deutungsmuster der Gesellschaftskritik.

Aus dieser ersten Formulierung ergeben sich bereits Vergleichsperspektiven, die ebenfalls helfen, die eigene Fragestellung zu präzisieren. So kann man etwa überlegen, was eine Aussteigerin von einer Konvertitin oder von einer Frau, die sich entschließt, ins Kloster zu gehen (beides Fälle, in denen ein anderer, weltanschaulich gerahmter Ausstieg vollzogen wird) oder von einer Person, die sich zur Auswanderung entschließt, unterscheidet; man kann den „Ausstieg“ aber auch als „Abweichung“ konzipieren und ihn mit anderen Formen der Abweichung (etwa der Drogensucht, der Prostitution oder des Lebens in Saus und Braus nach einem plötzlichen Lottogewinn) vergleichen. Auch kann man gesellschaftskritische Deutungsmuster des Ausstiegs mit solchen vergleichen, die etwa eine gesellschaftliche Revolution propagieren. Das bedeutet nicht, dass man all das selbst untersuchen muss. Aber man kann den hypothetischen Vergleich nutzen, um das Erkenntnisinteresse im Hinblick auf den gewählten Untersuchungsgegenstand klarer zu formulieren und das Thema der Untersuchung präziser zu bestimmen. Im Forschungsansatz der Grounded Theory (Kap. 5.1) wird dieses Vorgehen im Detail erläutert (Strauss 1991 [1987]).

Das bedeutet nicht, dass sich an diesen ersten Formulierungen der Fragestellung im Verlauf der Forschung nichts mehr ändern kann. Qualitative Forschung zeichnet sich gerade dadurch aus, dass sie ihre Fragestellungen, Konzepte und Instrumente in Interaktion mit dem Forschungsfeld immer wieder überprüft und anpasst. Auf Grundlage einer präzise formulierten Fragestellung zu Beginn lässt sich aber später genauer bestimmen und dokumentieren, wo und aus welchen Gründen sich Perspektiven im Verlauf der Forschung verändert haben.

Zu Beginn jeder Forschung gilt es, aufgrund erster Beobachtungen und Überlegungen, sowie in Auseinandersetzung mit Fachliteratur und anderen Quellen, die ein interessierendes Phänomen betreffen, sein eigenes Erkenntnisinteresse zu formulieren und die Fragestellung der Untersuchung zu präzisieren. Das Phänomen selbst, das untersucht werden soll, lässt mehrere Fragestellungen zu. Bei der Präzisierung der Fragestellung werden bereits erste Theoriebezüge erkennbar. Allerdings bleibt die erste Formulierung der Fragestellung und des Erkenntnisinteresses vorläufig und wird im Lauf der Forschung nachjustiert.

1.2 Methodologische Positionierung

Gerade bei studentischen Abschlussarbeiten stößt man bisweilen auf das Problem, dass die Studierenden sich für eine qualitative Arbeit vor allem aus einem negativen Grund entscheiden: Sie wollen **nicht quantitativ** forschen. Oft ist aber nicht wirklich klar, was die Entscheidung für eine qualitative Arbeit im Einzelnen bedeutet und welche Konsequenzen sie hat.

Aber auch in Forschungsprojekten und bei Dissertationsvorhaben stößt man immer wieder auf solche Unklarheiten. Im Lauf der Forschung resultiert daraus bisweilen unter der Hand eine Forschungslogik, die letztlich an standardisierten Verfahren orientiert ist, ohne freilich deren Kriterien Genüge zu tun. Dies hat zum Teil damit zu tun, dass die Forschenden nie oder nur am Rande gelernt haben, wie eine qualitative Untersuchung im Einzelnen auszusehen hat, manchmal meint man auch, gegenüber Gutachtern Kompromisse machen zu müssen, so dass am Ende ein buntes (aber wenig erfreuliches) Durcheinander von „qualitativem Material“, paraphrasierendem Nachvollzug und quantifizierender Interpretation steht. Dieses Lehrbuch möchte dazu beitragen, solches „Durcheinander“ zu vermeiden. Das heißt: Wer qualitativ forschen will, muss es auf dem Niveau tun, das auf diesem methodischen Gebiet erreicht ist, und sich Fragestellungen überlegen, die einem solchen Vorgehen angemessen sind. Qualitative Arbeiten sind keine „kleinen“ Varianten von Untersuchungen, die man im Prinzip auch als standardisierte Befragung oder mit Hilfe eines aufwändigen experimentellen Designs durchführen könnte. Sie sind aber auch keine „weiche“ Forschung, bei der es nur gilt, möglichst nahe an den Aussagen der befragten oder beobachteten Personen zu bleiben. Was das im Einzelnen bedeutet, was es heißt, „rekonstruktiv“ zu forschen, werden wir im nächsten Kapitel eingehend behandeln. Bereits an dieser Stelle ist es jedoch wichtig, sich klar zu machen, dass mit der Entscheidung für eine qualitative Arbeit ein bestimmter methodologischer Rahmen gewählt ist und man auch mit den Aussagen, die man trifft, innerhalb dieses Rahmens bleiben muss.

Dazu ein Beispiel aus der universitären Sprechstunde: Eine Studentin interessierte sich für den Umgang mit befristeter Beschäftigung im Wissenschaftsbereich und hatte dafür 20 offene Interviews durchgeführt, in denen die Befragten ihre beruflichen Werdegänge erzählten und ihre aktuelle berufliche Situation beschrieben. Die Fragestellung der Untersuchung war von ihr zu Beginn nicht besonders präzise formuliert worden, diese Unklarheiten wurden offensichtlich, als die Auswertung anstand. Die Fragestellung musste nachträglich präzisiert werden. Möglich wäre es nun z.B. gewesen, die Definition des Problems auf der Seite der befragten Personen und das damit in Verbindung stehende **Wie** des Umgangs mit der Befristung zu rekonstruieren. Dazu gehören z.B. die unterschiedlichen Formen der kommunikativen und lebenspraktischen Normalisierung dieser Beschäftigungsform, etwa deren Legitimation über bestimmte Leistungsethiken. Dazu gehören auch Formen der Temporalisierung, etwa der Einteilung des eigenen Lebens in frühe Phasen, in denen Befristung als normal und vielleicht auch angemessen oder gar „natürlich“ – einem Drang, sich auszuprobieren entsprechend – angesehen wird, und spätere Phasen, mit denen Befristung als nicht verträglich erachtet wird oder in denen sie als Ausweis des Scheiterns angesehen wird. Und es werden aus dem Material auch bestimmte Kontextbedingungen erkennbar werden, unter denen Befristung zum Problem wird bzw. umgekehrt relativ gut zu bewältigen ist. All dies kann man im Rahmen einer qualitativen Untersuchung sinnvoll analysieren. Und all dies wären Fragestellungen, bei denen die Erzählungen, die ausführlichen Beschreibungen und auch die Argumentationen der

befragten Personen tatsächlich zum Zuge kommen könnten, zu deren Beantwortung sie sogar unabdingbares Material darstellen.

Die Studentin konnte sich aber zu diesem Verfahren nicht konsequent entschließen und begann immer wieder, kausale Aussagen über den Zusammenhang zwischen einzelnen Personenmerkmalen (etwa Geschlecht, Alter, Zahl der Kinder oder sozialer Herkunft) und dem Umgang mit Befristung zu formulieren, bis dahin, dass sie anfang, auf der Grundlage ihrer Untersuchungsgruppe quantifizierende Auswertungen vorzunehmen. Dieses Vorgehen verstößt nun aber dezidiert gegen die Logik qualitativer Forschung. Es suggeriert statistisch repräsentative Aussagen, bei denen bestimmte Personenmerkmale zu Einstellungen (etwa zur Befristung) ins Verhältnis gesetzt werden könnten.

Zweifellos stößt man auch bei einer offenen Erhebung auf Zusammenhänge zwischen einer bestimmten Problemkonstellation und -definition und sozialstrukturellen Merkmalen. Man wird vielleicht feststellen, dass die beiden Mütter, die man befragt hat, die Befristung des Arbeitsplatzes in anderer Weise thematisieren als kinderlose Frauen. Als Elemente des Bedingungszusammenhanges, innerhalb dessen sich die befristeten Beschäftigten bewegen, dürfen solche Zusammenhänge natürlich keinesfalls ignoriert werden. Der Fokus liegt dabei aber auf der Frage, **wie** unter den entsprechenden Rahmenbedingungen die Probleme benannt, interpretiert, gelöst oder perpetuiert werden. Qualitative Studien, die letzten Endes versuchen, den Nachweis einer Korrelation zwischen bestimmten Merkmalen zu erbringen, verschenken die Möglichkeiten rekonstruktiver Forschung und pervertieren zu einer Schrumpfform quantitativer Forschung. Jeder, der eine solche Studie zu bewerten hat, wird entsprechend unzufrieden sein: Repräsentanten eines qualitativen Zugangs, weil in solchen Arbeiten nichts von dem ausgeschöpft ist, was man mit dieser Erhebungsform tatsächlich „entdecken“ könnte. Wofür wurde der ganze Aufwand mit offenen Interviews betrieben, wenn man daraus nicht mehr und keine anderen Informationen gewinnt als aus einem Fragebogen? Aber auch Vertreter eines quantitativen Zugangs wären unzufrieden, weil die festgestellten Korrelationen statistische Repräsentativität suggerieren, wo diese nicht annäherungsweise erreicht ist. Der Verstoß gegen die Unterscheidung dieser beiden methodologischen Paradigmen, deren Möglichkeiten und Konsequenzen, ist eine der „Todsünden“ in der qualitativen Forschung, die es unbedingt zu vermeiden gilt. Welchem Paradigma auch immer ein Gutachter anhängen mag, solche „Kategorienfehler“ wird er in jedem Fall bemerken.

Auf diese Unterscheidung zu pochen, bedeutet nun aber umgekehrt keinen Methodenpurismus. Es kann ausgesprochen sinnvoll sein, in aufeinander folgenden Arbeitsschritten verschiedene methodische Zugänge zu verknüpfen: etwa auf der Grundlage einer standardisierten Erhebung gezielt Interviewpartner eines bestimmten Typs auszuwählen, um anhand dieser Interviews bestimmte Mechanismen genauer zu untersuchen. Aber auch bei einer solchen Verknüpfung unterschiedlicher methodischer Vorgehensweisen, die man als „Triangulation“ bezeichnet, wäre bei jedem Arbeitsschritt die „Logik“ des dabei zugrunde gelegten methodischen Vorgehens zu berücksichtigen. Die Verknüpfung unterschiedlicher methodischer Zugänge erfordert daher weitgehende methodische Kompetenzen: Man muss sich in den hypothesenprüfenden Verfahren ebenso zu Hause fühlen wie in den interpretativen, man muss wissen, an welcher Stelle man Aussagen welchen Typs trifft und wie beide aufeinander zu beziehen sind.

Jede Forschung erfordert eine methodologische Positionierung, die Konsequenzen für das weitere Vorgehen hat. Wenn man sich mit seiner Fragestellung aus bestimmten Gründen für ein qualitatives Vorgehen entscheidet, muss man sich konsequent im Rahmen dieses methodologischen Paradigmas bewegen. Sollen im Rahmen eines Forschungsvorhabens in getrennten Schritten quantitative und qualitative Verfahren kombiniert werden, ist bei jedem Schritt den Anforderungen des jeweiligen methodologischen Paradigmas Rechnung zu tragen.

1.3 Bestimmung des Forschungsfeldes

Gehen wir also davon aus, dass wir zu Beginn der Forschung unsere Fragestellung geklärt und uns für einen interpretativen Zugang entschieden haben. Nehmen wir an, wir interessieren uns – in einer ersten Formulierung – für Macht in heterosexuellen Paarbeziehungen, bei denen die Partnerin und der Partner denselben beruflichen Status haben. Da Macht ein Begriff ist, der sowohl in den Sozialwissenschaften als auch im Alltag Verwendung findet und oft in spezifischer Weise konnotiert ist, fragen wir genauer danach, wie bei solchen Paaren **Entscheidungsprozesse in konflikthaftern Situationen** ablaufen, welche Mechanismen der Durchsetzung oder Zurückstellung eigener Interessen oder des Interessenausgleichs sich finden lassen, welche Resultate dabei zustande kommen und wie sie von den Partnern bewältigt und interpretiert werden. Der erste Schritt, die Formulierung des Erkenntnisinteresses, wäre nach der Bestimmung einer solchen Forschungsfrage bewältigt.

Nun ist in einem nächsten Schritt die Frage zu klären, in welchem Forschungsfeld und anhand welcher Themen das, was uns interessiert – nämlich Macht in Paarbeziehungen im Zusammenhang mit Entscheidungssituationen –, am besten zu untersuchen ist. Das heißt, es geht zunächst einmal darum, Felder zu identifizieren, in denen das, was wir wissen wollen, am deutlichsten zutage tritt, und zwar ohne, dass wir die Paare direkt danach fragen müssen. Wenn wir nämlich direkt nach Macht fragen, riskieren wir, eine Welle ideologischer Statements auszulösen. Da wird es Paare geben, die davon überzeugt sind, in allen Belangen partnerschaftliche Entscheidungen zu treffen. Sie werden eine explizit gestellte Frage nach Macht in Entscheidungsprozessen wahrscheinlich zurückweisen und stattdessen im Interview eine Präsentationsfassade der Rücksichtnahme und des demokratischen Aushandelns errichten. Oder sie werden zumindest versuchen, Ungleichgewichte bei Entscheidungsprozessen zu glätten. Andere werden die Frage zum Anlass nehmen, ihre subjektive Theorie eines generellen Machtgefälles zwischen Männern und Frauen zu erläutern und vielleicht einen Konflikt zu präsentieren, an dem diese Theorie exemplarisch deutlich wird. Wieder andere werden ihre Vorstellungen eines „natürlichen“ Kräfteverhältnisses zwischen Männern und Frauen darlegen und vieles andere mehr. Das „Material“, das dabei zustande käme, wäre sicherlich hoch interessant für eine Forschungsfrage, bei der es darum ginge, wie Paare mit normativ hoch besetzten Themen – wie etwa der Gleichheit zwischen den Geschlechtern und der dabei gleichzeitig implizit abgewerteten Machtförmigkeit von Entscheidungsabläufen – in ihrer Selbstdarstellung umgehen. Wir würden aber vermutlich wenig darüber erfahren, wie und mit welchen Machtverteilungen kritische Entscheidungen zustande kommen, wie sie legitimiert oder kritisiert werden und auf welchem Niveau sich eine Partnerschaft einpendelt, nachdem eine solche Entscheidung gefallen ist.

Um solche abstrakten Theoretisierungen zu vermeiden, bietet es sich an, ein Forschungsfeld zu suchen, das für unser Erkenntnisinteresse besonders aufschlussreich zu sein verspricht. Ein mögliches Forschungsfeld wären zum Beispiel Schwangerschaftskonflikte: also etwa die Entscheidung eines Paares, die Schwangerschaft der Frau abbrechen zu lassen oder nicht. Ein anderes Feld wären Konflikte, die mit der Vereinbarkeit von Beruf und Familie zusammenhängen: zum Beispiel die Entscheidung für oder gegen den Antritt einer Arbeitsstelle an einem anderen Ort, an dem der Partner oder die Partnerin keine Arbeit hätte. Mit einer solchen Festlegung hätten wir den dritten Schritt getan, nämlich das Forschungsfeld zu definieren, in dem wir für unsere Forschungsfrage das beste Material zu finden hoffen.

Wenn das Erkenntnisinteresse geklärt und die Forschungsfrage expliziert ist, gilt es zu überlegen, in welchem Forschungsfeld man das beste Material zur Untersuchung dieser Frage finden kann.

1.4 Methodenwahl

Damit steht nun eine vorläufig letzte Frage zur Beantwortung an: über welche konkreten methodischen Operationen – d.h. welche Formen der Erhebung und Auswertung – man das aufschlussreichste Material zutage fördert. Um auf den eben geschilderten Fall zurückzukommen: Am besten wäre es in diesem Fall natürlich, man könnte den Paaren bei ihrer Entscheidungsfindung direkt zusehen.

Eine solche Beobachtung natürlicher Interaktionen ist in der empirischen Sozialforschung manchmal durchaus möglich, bisweilen sogar die einzige Möglichkeit, die der Forscher oder die Forscherin hat. Das ist etwa der Fall, wenn Bereiche so tabuisiert oder von der Öffentlichkeit abgeschlossen (z.B. geheimnisbehaftet) sind, dass eine direkte Befragung über diese Sache nicht möglich wäre. Oder wenn es um Bereiche geht, in denen der Charakter der zu untersuchenden Sache grundlegend verändert würde, wenn man sie bewusst machte, indem man darüber spräche. Ein Beispiel dafür ist die Klatschkommunikation, die man zwar beobachten und vielleicht auch hervorlocken kann, während jedoch ein **Reden über Klatsch** dem Gegenstand kaum angemessen sein dürfte (vgl. Bergmann 1987). In solchen Fällen empfiehlt sich die teilnehmende – unter bestimmten Umständen auch die verdeckte – Beobachtung.

In unserem Fall allerdings dürfte die teilnehmende Beobachtung ausgeschlossen sein. Auseinandersetzungen, zu denen es im Privatleben kommt, finden – aus guten Gründen – unter Abwesenheit von Forschern statt und lassen sich auch nicht zu Zwecken der Forschung ohne weiteres reinszenieren. Genau dies aber stellt uns vor ein methodisches Problem: Wir müssen nämlich überlegen, welche Form der Erhebung am besten geeignet ist, um der Struktur der Auseinandersetzung, die das Paar – etwa über die Frage des Schwangerschaftsabbruchs – geführt hat, möglichst nahe zu kommen.

Hier lassen sich nun verschiedene Formen denken. Man könnte Paare gemeinsam befragen, wie es zu einer bestimmten Entscheidung gekommen ist. Dieses Vorgehen hätte den Vorteil, dass sich in dem gemeinsamen Rekapitulieren der Ereignisse vermutlich einige der Konfliktlinien reproduzieren würden, die auch die vergangene Auseinandersetzung geprägt haben. Dies hätte zur Folge, dass das Paar nicht nur **über** die vergangene Interaktion spräche, sondern sich gleichzeitig in einem aktuellen Interaktionsprozess befände, der dann für die Forscherin selber

zum „Material“ werden könnte. Gather (1996)² hat diesen Gedanken in ihrer Untersuchung bewusst umgesetzt und Paare nicht allein über bestimmte Aspekte ihres Berufs- und Privatlebens befragt, sondern sie zu Beginn des Interviews selbst vor eine Entscheidungssituation gestellt: Das Interview begann mit der Aufforderung, das Paar solle selbst entscheiden, wer damit beginnt zu erzählen, wie die beiden sich kennengelernt haben. Diese Aushandlungsprozesse lieferten für die Forscherin erstes Material über die Interaktion des Paares, die dann später zu dem Material, in dem es um Entscheidungen im Leben des Paares ging, in Beziehung gesetzt werden konnten. Man kann also festhalten: Dort, wo es zentral um Strukturen der Interaktion geht, ist man gut beraten, solche Interaktionsprozesse auch bei der Wahl der Erhebungsformen zu berücksichtigen.

Allerdings sind mit einer Entscheidung für Paarinterviews auch Probleme verbunden. Die Interviewsituation stellt für das Paar – stärker als für den Einzelnen – eine Art Öffentlichkeit dar. Man erzählt nicht nur einem Interviewer, dem man – wie einem Reisenden im Zug – wahrscheinlich nie wieder begegnet, vergleichsweise risikolos seine Geschichte, sondern man erzählt die Geschichte einer konflikthaften Entscheidung in Anwesenheit des Partners, der daran mitgewirkt hat. Überdies präsentiert man nicht nur sich selbst **als Person**, sondern es präsentiert sich gleichzeitig **das Paar als solches** gegenüber der Interviewerin. Es kommen hier also – wie bei allen Interviews mit mehreren Personen – Rücksichtnahmen und Präsentationsfassaden ins Spiel. Daher gilt es, bei der Auswahl der Methode zwischen den Vorteilen und Nachteilen der jeweiligen Erhebungsform abzuwägen. In vielen Fällen wird es sinnvoll sein, zunächst einige Probeinterviews zu führen, um abzuschätzen, welche Probleme sich dabei einstellen. In jedem Fall aber muss man sich darüber im Klaren sein, dass es zwar keine perfekten, wohl aber dem Gegenstand mehr oder weniger angemessene Erhebungsformen gibt. Wie man methodisch vorgeht, will gut überlegt sein, denn von dem erhobenen Material hängt entscheidend ab, wie gut man später auswerten kann und wie wertvoll die zutage geförderten Befunde sind.

Die Frage nach den geeigneten Erhebungsformen und Auswertungsverfahren wird in diesem Buch noch an mehreren Stellen behandelt werden (vgl. Kap. 3 und 5). Dabei werden in den entsprechenden Kapiteln systematisch die hier angesprochenen Fragen behandelt. An dieser Stelle geht es zunächst einmal um die grundsätzliche Überlegung, die am Anfang jeder Untersuchung stehen muss: Wie muss ich methodisch vorgehen, um geeignetes Datenmaterial zu bekommen? Man kann die Entscheidungen, die dabei zur Debatte stehen, anhand folgender Fragen verdeutlichen: Handelt es sich um einen Gegenstand, über den Erhebungen durchgeführt werden müssen oder stehen bereits Dokumente (z.B. Briefe, Tagebücher, Fotos) zur Verfügung, die Aufschluss über die interessierende Sache geben können? Wenn Dokumente ausscheiden, man also Material erst erheben muss, ist zu entscheiden, ob dies über eine direkte Befragung möglich und sinnvoll ist oder ob dies den Gegenstand so verändern würde, dass eine sinnvolle Auswertung nicht mehr möglich wäre. Je nach Einschätzung müsste dann entweder eine Entscheidung für teilnehmende oder nicht teilnehmende Beobachtung oder für eine Form der Befragung getroffen werden. Beide Erhebungsformen werden – einschließlich einer Diskussion ihrer jeweiligen Vor- und Nachteile – im weiteren Verlauf dieses Buches eingehend behandelt (vgl. Kap. 3).

Wenn man sich für eine Befragung entscheidet, ist zu überlegen: Handelt es sich z.B. um ein Phänomen, an das sinnvoll über eine Befragung Einzelner heranzugehen ist, oder geht es

² Vgl. auch Meuser (1998).

zentral um Fragen der Interaktion, so dass auch die Erhebung sinnvoller Weise auf interaktive Formen abstellen müsste?

Ist die Entscheidung für ein bestimmtes Interviewsetting – also etwa: Einzelinterview, Paarinterview, Familiengespräch, Gruppendiskussion – getroffen, gilt es zu klären: Welche Form des Interviews ist der avisierten Fragestellung angemessen?

Dies wird in den folgenden Kapiteln dieses Buches noch eingehend zu behandeln sein (siehe Kap. 3). Dabei werden systematisch alle dabei zu bedenkenden Fragen behandelt. Aber bereits an dieser Stelle ist darauf hinzuweisen, dass auch die Wahl der Erhebungsform eng mit dem Erkenntnisinteresse und dem Forschungsfeld verbunden ist. So wird man sich etwa für autobiographisch-narrative Interviews nur dort entscheiden, wo selbst erlebte Ereignisverkettenungen im Zentrum des Interesses stehen, die sich tatsächlich **erzählen** lassen. Und auch nach dieser ersten Grundsatzentscheidung stehen weitere an: Zum Beispiel die Frage, ob man an der Erzählung einer bestimmten Etappe des Lebens – etwa am Prozess der Berufswahl – interessiert ist oder ob die gesamte Biographie von Interesse und Belang ist. Für andere Fragestellungen wird es dagegen generell weniger sinnvoll sein, eine biographische Form der Befragung zu wählen.

In diesem Zusammenhang stellt sich eine weitere Frage hinsichtlich der Angemessenheit bestimmter Befragungsformen bei spezifischen Untersuchungsgruppen. So ist etwa bei manchen Personengruppen das Instrument des autobiographisch-narrativen Interviews noch nicht sinnvoll einzusetzen, weil sie über diese Darstellungsform nicht oder noch nicht verfügen. Dies gilt zum Beispiel für Kinder, die noch keinen Blick auf das Leben als Ganzes ausgebildet haben, aber auch für Personen, die aus Kulturen stammen, in denen es als ungehörig oder beschämend angesehen wird, einem Fremden aus seinem privaten Leben zu erzählen. Eine daraus resultierende, zu Beginn der Forschung zu beantwortende Frage wäre demnach: Sind die geplanten Formen der Erhebung der Personengruppe angemessen, die befragt werden soll?

In engem Zusammenhang mit der Entscheidung für Formen der Erhebung steht auch die Frage nach den geeigneten Auswertungsverfahren. Dabei wollen wir keinem Purismus der Ansätze das Wort reden. Bei genauerer Betrachtung – so wird später deutlich werden – teilen die diversen Kunstlehren, die es im Feld qualitativer Forschung gibt, doch eine ganze Reihe gemeinsamer Grundannahmen und darauf bezogener Regeln und Praktiken. Wesentlich ist aber, dass Formen der Erhebung und Auswertung eng aufeinander bezogen sind. Oft sind bestimmte hermeneutische Auswertungsverfahren nicht zu praktizieren, weil während der Erhebung den Befragten kein Spielraum für selbstläufige Darstellungen gelassen wurde. Ein Auswertungsverfahren, bei dem es auf die Interaktion in Gruppen und die Analyse von Gruppendiskursen ankommt, läuft ins Leere, wenn während der Gruppendiskussion ständig einzelne Personen angesprochen wurden, die dann nacheinander – aber eben nicht aufeinander bezogen – antworten. Ein Auswertungsverfahren, das für die Rekonstruktion biographischer Prozesse entwickelt wurde, kann nicht zur Anwendung kommen, wenn keine Interviews geführt wurden, in denen solche Prozesse selbstläufig zur Darstellung kommen. Demnach wäre die letzte, zu Beginn der Forschung zu beantwortende Frage: Sind Erhebungsform und Auswertungsverfahren so aufeinander abgestimmt, dass das erhobene Material eine geeignete Grundlage für das gewählte Auswertungsverfahren bildet?

Wenn ein Forschungsfeld gefunden ist, in dem sich eine bestimmte Fragestellung gut untersuchen lässt, muss geklärt werden, welche Methoden der Erhebung dafür angemessen sind. Auch die später zur Anwendung kommenden Auswertungsverfahren werden von der Wahl der Erhebungsformen beeinflusst.

Aus all dem, was wir hier an zu bedenkenden Problemen und zu treffenden Entscheidungen benannt haben, resultiert aber eine Konsequenz, die meist ignoriert wird und trotzdem in vielen Fällen über Gelingen und Scheitern entscheidet: Der **Umgang mit qualitativen Formen der Erhebung und Auswertung** muss – ebenso wie der mit standardisierten Verfahren – **langfristig eingeübt** werden.

Deshalb sollte man nicht erst kurz vor der Anmeldung der Abschlussarbeit oder dem Schreiben eines Forschungsantrages damit beginnen, sich mit qualitativen Methoden zu beschäftigen. Nicht nur das Führen von Interviews, deren Transkription und Auswertung sowie das Erstellen und Analysieren von Beobachtungsprotokollen erfordert Zeit. Auch das Einüben in die Praxis der Interpretation und in die Dokumentation und endgültige Niederschrift von Interpretationsergebnissen ist sehr zeitaufwändig. Die Lektüre von Methodenliteratur allein reicht dafür sicher nicht aus. Wer kann, sollte deshalb die Gelegenheit nutzen, an Projektseminaren und Forschungswerkstätten teilzunehmen, in denen rekonstruktive Verfahren angewandt werden. Auch die Bildung studentischer Interpretationsgruppen kann für das Einüben in die Praxis der Interpretation eine große Hilfe sein. Vielleicht findet sich eine Hochschullehrerin oder ein wissenschaftlicher Mitarbeiter, der diesen selbst organisierten Gruppen ab und zu beratend zur Seite steht.